

BETTINA M. BOCK/JÜRGEN SPITZMÜLLER

Achtung, Radarkontrolle!
Editorial

1 Zur Fragestellung dieses Hefts

Obwohl es ihr grundsätzlich um den komplexen Gegenstand ‚Sprache‘ in all seinen Ausprägungen geht, hat die Sprachwissenschaft ihren tatsächlichen Gegenstandsbereich immer schon auf bestimmte Vorstellungen von Sprache und bestimmte Praktiken des Kommunizierens verengt. So ist es kein Zufall, dass die Disziplin und ihr Gegenstand im *Cours de Linguistique Générale* (im Kontrast übrigens zur Position von de Saussure 2003, 75, 81–84) ausgehend von einem Modell zweier auditiv und *face to face* „im Kreislauf“ kommunizierender Menschen „vollständig und konkret“ (de Saussure [1916] 2001, 12) bestimmt wurde: Diese galt – und gilt auch heute noch vielerorts – als die ‚normale‘ und ‚authentischste‘ Form des Kommunizierens, ungeachtet dessen, dass die Linguistik faktisch dabei paradoxerweise lange einem „written language bias“ (Linell 1982, 2005; vgl. auch Stetter 1999; s. dazu das Folgende) unterlegen ist, indem sie etwa die Normen geschriebener Standardsprache über die Kontexte formaler (medialer) Schriftlichkeit hinaus relevant gesetzt hat.

Verengungen dieser Art führen dann einerseits dazu, dass bestimmte Erscheinungsformen von Sprache nicht als Gegenstand der Linguistik gelten oder ihre Analyse zumindest nicht vorkommt. Da Analysemethoden und Modelle ebenfalls an *bestimmten* Erscheinungsweisen von Sprache entwickelt werden, kann dies andererseits auch bedeuten, dass durch deren Anwendung auf ‚neuentdeckte‘ Formen von Sprache und Kommunikation ‚blinde Flecken‘ entstehen bzw. vermeintlich ‚unmarkierte‘ allgemeine Vorannahmen die Wahrnehmung des Gegenstands in bestimmter Weise unbemerkt prägen. Eine ganze Reihe von metaphorischen Ausdrücken indizieren dabei entweder die kritische Selbstreflexion oder legen gerade die Prägungen des analytischen Blicks offen: Es gibt Metaphern von PERIPHERIE und RAND (z. B. *zentrale – marginale, typische – atypische Formen von Sprache und Kommunikation; Norm[alität] – Abweichung*), Metaphern der (v. a. visuellen) Wahrnehmung bzw. Nicht-Wahrnehmung (z. B. *blinde Flecken der Betrachtung; den Blick verstellen; unter dem Radar sein; etw. übersehen*), oder ANWESENHEITS-/ABWESENHEITS-Metaphern (z. B. *Leerstellen bisheriger Analysen; in der Forschung ungesagt sein; Sprecher:innengruppen, die (nicht) gehört werden/sich (kein) Gehör verschaffen*).

Die Linguistik hat sich öfter mit ihren ‚blinden Flecken‘ kritisch auseinandergesetzt, am direktesten und häufigsten geschieht das wahrscheinlich mit Bezug auf den Ausdruck *Bias*: Ein besonders einflussreiches Beispiel ist der bereits erwähnte, von Linell (1982, 2005, 2019) diagnostizierte *written language bias*. Obwohl nicht die einzige Kritik dieser Art in dieser Zeit (vgl. Linell 2019), hat Linells Diagnose eine nach wie vor prägende selbstreflexive metasprachliche Debatte innerhalb der Linguistik angeregt. Linells allgemeine Definition von *Bias*, die noch gar nicht kritisch auf systematische ‚blinde Flecken‘ der Linguistik verweist, ist dabei folgende:

A “bias” in a theory, explanation or description is an imbalance of scientific interest, typically with an almost complete focus (hereafter abbreviated: ACF) on some forms, functions or phenomena (e. g., as regards language: grammar), and an almost complete neglect (hereafter: ACN) of another domain or of all other domains (the (hitherto) ACN domain becomes a complement to the ACF, e. g., pragmatics will be regarded as a complement to grammar). (Linell 2019, 1)

Linell fügt an, dass Biases in gewisser Weise ‚unvermeidbar‘ seien, da die Selektion betrachteter Aspekte forschungspraktisch notwendig sei (vgl. Linell 2019, 1). Diese Sicht auf Biases – als Resultat einer bewussten Fokussierung (ähnlich argumentiert auch Fleck [1935] 1999, 55, mit Blick auf *Denkzwänge*) – korreliert mit der epistemologischen Position des *Reduktionismus* (Erkenntnis ist nur durch Reduktion von Komplexität und Abstraktion möglich), welcher in disziplinären Debatten (vgl. etwa Jäger 1993 vs. Grewendorf 1993) oft eine Position des *Holismus* gegenübersteht (Ein komplexer Gegenstandsbereich lässt sich nicht ohne Verlust reduzieren, da Wesentliches in der Verbindung der Einzelelemente liegt; vgl. dazu bspw. Ortner/Sitta 2003).

Sind Biases aus ersterer Perspektive nur dann problematisch, wenn sie den Zugang zum fokussierten (Teil-)Gegenstand verstellen, sind sie aus letzterer grundsätzlich zu vermeiden, weil dadurch der Blick auf das ‚Ganze‘ verzerrt wird. Ob ein sprachwissenschaftlicher Bias mit einer ‚Verzerrung‘, ‚Verengung‘ und ‚Ausblendung‘ im Verständnis des Forschungsgegenstands ‚Sprache‘ verbunden und mithin zu kritisieren ist, wird man also je nach Erkenntnisbegriff unterschiedlich beantworten. Wenn aber ein Bias als erkenntnishindernd identifiziert wird, geht dies häufig mit der Vorstellung einher, dass man durch Vermeidung des Bias oder Korrektur des ‚Blicks‘ zu einer ‚präziseren‘, ‚korrekteren‘ und ‚methodisch adäquateren‘ linguistischen Analyse von Sprache gelangen könne (vgl. Borchmann/Levisen/Schneider 2019a).

Im Fall des *written language bias* zielt die Kritik darauf, dass sich in der Linguistik forschungsgeschichtlich ab dem 20. Jahrhundert in Theoriebildung und empirischen Studien zwar die Einsicht eines Primats der gesprochenen Sprache durchgesetzt habe und darauf eine Abwendung von rein abstrakter Sprach-

analyse und dann eine zunehmende Hinwendung zum Interesse an Interaktion und situiertem Sprachgebrauch (inkl. der Integration weiterer semiotischer Ressourcen) folgte, dass aber die Analysemethoden und theoretischen Modelle weiterhin dominant an der Analyse schriftlichen Sprachgebrauchs orientiert gewesen (und teils noch immer orientiert) seien (Linell 1982, 2005, 2019). Dies führe, wie Linell feststellt, zu spezifischen Vorannahmen darüber, was ‚korrekte‘ Sprache oder ‚typischer‘ Sprachgebrauch seien und was überhaupt Analysegegenstand der Linguistik sei.

Linell geht es also darum, forschungsgeschichtliche Perspektivenverschiebungen auf den Gegenstandsbereich ‚Sprache‘ zu beschreiben und diese auch zu erklären. Die Dominanz schriftlichkeitsorientierter Theoriebildung sieht er z. B. darin, dass es schon seit der römischen Antike eine enge Verbindung von Sprachtheorie und praktischen Anwendungen wie der Vermittlung von Lese- und Schreibkompetenz gegeben habe: „Written language, in contrast to spoken language (barring rhetoric), was the only kind of language that needed theorizing and explicit teaching“ (Linell 2019, 2).¹

Für das vorliegende Themenheft ist der *written language bias* weniger als Beispiel für die kritische Reflexion der ‚Adäquatheit‘ und ‚Präzision‘ von linguistischen Methoden und Modellen relevant (vgl. hierfür z. B. die Beiträge in Borchmann/Levisen/Schneider 2019b). Vielmehr ist er in seinem Versuch interessant, Perspektiven der Linguistik zeitlich zu situieren und zu außerwissenschaftlichen Kontexten in Bezug zu setzen. Wenn wir in unserem Call danach gefragt haben, welche spezifischen Formen von Sprache und Kommunikation als ‚normal‘, ‚typisch‘ oder eben ‚normabweichend‘, ‚marginal‘ und ‚(bislang) unterrepräsentiert‘ verstanden werden, von wem und mit welchen Zuschreibungen in der Linguistik dies verbunden ist, dann ging es auch um die Einbettung linguistischer Forschung in gesellschaftliche Kontexte. Implizite Prägungen (Biases) und Perspektivenveränderungen der Forschung finden nicht im ‚luftleeren Raum‘ statt. Bei sozialen Norm- und Normalitätsannahmen, die linguistischen Analysen zugrunde liegen, ist dies besonders evident. Was wird als ‚marginalisiert‘ untersucht und wie wird der marginale Status zugewiesen? Was genau ändert sich an Analysen und Gegenstandskonstruktionen, wenn hier Veränderungen der Normalisierung, De-Marginalisierung, Öffnung oder Ergänzung stattfinden? Das vorliegende Themenheft kann also in gewisser Weise selbst als metapragmatische Bestandsaufnahme des metasprachlichen Diskurses um ‚blinde Flecken‘ und aktuelle Normalitätsvorstellungen in der Linguistik gelesen werden.

1 Freilich erscheint gerade die Ausnahme des großen Bereichs der klar mündlichkeitsfokussierten Rhetorik erklärungsbedürftig.

Als Beispiel dafür kann die Soziolinguistik dienen, zumal im Zentrum des Themenheftes auch überwiegend soziolinguistische Analysen stehen. Charakteristisch für die Soziolinguistik ist im Unterschied zur (schrift-)standardfokussierten formalen Sprachwissenschaft die Fokussierung auf die gesprochene Face-to-Face-Interaktion (*vernacular speech*) als vermeintlicher ‚Normalform‘ von Sprache. Dies geschieht im Bestreben, ‚authentische‘ Kommunikation in den Fokus des Fachs zu rücken (vgl. kritisch dazu Bucholtz 2003). So heißt es etwa bei Labov (für den ‚Normalsprecher:innen‘ überdies offenbar männlich zu lesen seien):

[...] the basis of intersubjective knowledge in linguistics must be found in speech – language as it is used in everyday life by members of the social order, that vehicle of communication in which they argue with their wives, joke with their friends, and deceive their enemies. (Labov 1972, xiii)

Diese als ‚Korrektur‘ einer Perspektivenverengung (auf standardisierte schriftliche Kommunikation) initiierte Fokussierung hat dazu geführt, dass die Soziolinguistik jahrzehntelang die alltagsweltliche Relevanz nichtmündlicher Kommunikation verkannt und insbesondere schriftliche Kommunikation de-authentifiziert hat (vgl. dazu Androutsopoulos 2007; Spitzmüller 2012).

Zwar hat die Sprachwissenschaft in den letzten Jahrzehnten – im Zuge mehrerer sogenannter *turns* – erhebliche Erweiterungen unter anderem im Bereich medialer und visuell-materieller Kommunikation vollzogen (vgl. etwa Klug/Stöckl 2016) und zunehmend neue Kommunikationsfelder erschlossen. Dies gilt auch für die Soziolinguistik, die sich unter dem Eindruck zunehmender Mediatisierung vermehrt nicht-mündlicher Kommunikation zugewandt hat (vgl. zur *Sociolinguistics of Writing* bspw. Androutsopoulos 2007; Spitzmüller 2012; Lillis 2013). Dennoch arbeiten die Soziolinguistik wie auch die Linguistik generell nach wie vor mit (und übernehmen teilweise auch aus dem alltagsweltlichen Diskurs) Zuschreibungen von ‚Normalität‘, wenn Sprache und Kommunikation theoretisch modelliert und empirisch analysiert werden. In der Konsequenz verschwinden auch heute noch zahlreiche (teilweise gesellschaftlich hoch relevante und sprachtheoretisch herausfordernde) Formen der Kommunikation aus dem Blick sprachwissenschaftlicher Forschung, oder sie erscheinen allenfalls als ‚Sonderformen‘ des ‚Normalen‘, bspw. als *Sondersprachen*, *Sonderschriften*, *Substandardformen*, *Normabweichungen*, *Behelfssprachen* usw.

Das vorliegende Themenheft stellt genau solche Kommunikationskulturen und Kommunikationsformen in den Mittelpunkt, die in unterschiedlicher Weise als ‚nicht der (Mehrheits-)Norm entsprechend‘, ‚untypisch‘ oder ‚abweichend‘ akzentuiert bzw. mit *Normalitätsunterstellungen* und *-erwartungen* belegt werden – sei es in der sprachlichen Praxis der Mehrheitsgesellschaft, in (spezifischen Teildisziplinen) der Linguistik oder in anderen mit Sprache und Kommunikation

befassten Disziplinen –, und die damit mit Zuschreibungen belegt werden, die vielfach mit *sozialer Marginalisierung* korrelieren.

Zu nennen sind hier etwa Formen der Kommunikation, die primär mit ‚Beinträchtigung‘ und ‚Behinderung‘ assoziiert werden. Von den in diesem Heft in den Blick genommenen Kommunikationsformen, Sprachen, Sprachgebrauchs- oder Schriftformen zählen dazu etwa der Bereich der taktilen Schriftkommunikation (insbesondere Braille), Gebärdensprachen sowie ‚Leichte‘ und ‚Einfache Sprache‘. Hinzuzufügen wären protaktile Kommunikation (taubblinder Personen; bspw. Edwards 2024) und Unterstützte Kommunikation (vgl. Kollmar u. a. 2018). Zu nennen wären aber auch Formen der Kommunikation aus anderen lebensweltlichen Bereichen, die in irgendeiner Form als ‚nicht normal‘ (oder ‚atypisch‘) gelten, etwa weil die Umstände, die sozialen Kontexte, die Art bzw. der Einsatz von Medien oder die Personen, die kommunizieren, in irgend einer Weise nicht den Normerwartungen oder den erwarteten Normalitäten entsprechen – Kommunikation gesellschaftlicher ‚Randgruppen‘, ‚Außenseiter‘, ‚Minderheiten‘, Kommunikation in (etwa gesellschaftlichen, institutionellen oder psychischen) ‚Ausnahmesituationen‘ oder unter besonders ‚ungewöhnlichen‘ Bedingungen.

Viele dieser Kommunikationsformen (eine bemerkenswerte Ausnahme hiervon stellt wohl die relativ breite linguistische Forschung zu Gebärdensprachen dar) finden in der Linguistik (im Gegensatz etwa zur Sonderpädagogik) so gut wie keine Aufmerksamkeit, und wenn, dann werden sie entweder primär unter dem Blickwinkel systemlinguistischer Fragestellungen oder im Rahmen empirischer Rezeptionsstudien erforscht (wobei es häufig um Vergleiche mit dem ‚Normalen‘ geht), oder sie werden – wenn angewandt-linguistische und soziolinguistische Perspektiven in Anschlag gebracht werden – vielfach als ‚nicht normal‘ markiert, als ‚Abweichungen‘ (in der klassischen Stilistik, die dem Motto folgt: „Die Abweichung bestätigt die Norm“; Fix/Poethe/Yos [2001] 2003, 186) oder auch als (vielfach bestaunte und exotisierte) soziolinguistische Wunderkammern (vgl. kritisch dazu Spitzmüller 2019). Das ist auch deswegen bemerkenswert, weil diese Kommunikationsformen gesellschaftlich und auch aus einer kritisch-soziolinguistischen Sicht (vgl. dazu unten Abschnitt 4) oft von sehr großer Relevanz sind, das Fach also in hohem Maße interessieren sollten.

Ziel des Themenhefts ist es, soziolinguistische Perspektiven auf marginalisierte Kommunikationsformen und -kulturen zu werfen, die solche Normannahmen eben nicht voraussetzen, sondern diese – und mithin die sprachwissenschaftliche *Origo* – einer kritischen Diskussion unterziehen wollen. Dabei soll es zum einen darum gehen, diese Felder einer soziolinguistischen Forschung zugänglich zu machen; zum andern soll aber auch diskutiert werden, welche Konsequenzen es für auf ‚Normalkommunikation‘ basierende Annahmen der

Sprachwissenschaft hat, wenn man die hier avisierten Formen in den Skopus des Radars holt.

2 Themenfelder

Die folgenden vier Themenfelder haben wir bei der Planung des Heftes zur Berücksichtigung vorgeschlagen:

1. *Konstruktionen von Kommunikationsnormen und Normabweichungen:* Inwiefern – und von wem – werden spezifische Formen der Kommunikation als ‚normal‘ oder ‚normabweichend‘ verstanden? Auf welchen *Kommunikationsideologien* (vgl. Busch 2019; Spitzmüller 2022a; Woolard 2021) gründen solche Zuschreibungen? Wie werden in Interaktionen und metapragmatischen Diskursen Normen (ko-)konstruiert, ausgehandelt und ggf. infrage gestellt? Welche Kontroversen (etwa zwischen der emischen Perspektive der Vergemeinschaftungen und der etischen Wahrnehmung von Gesellschaft und Wissenschaft) lassen sich finden? Welche Positionalitäten liegen den Normsetzungen zugrunde?
2. *Identitätskonstruktionen, soziale Positionierung und Identitätsobligationen:* Welche Identitäten werden in den verschiedenen Vergemeinschaftungen mit Bezug auf spezifische Kommunikationsformen (und vielleicht gerade über Abweichungsideologien) kommunikativ konstituiert? Inwieweit beeinflussen sich soziale Verortungen und die kommunikative Praxis (Wahl der Kommunikationsformen, Interaktionsverläufe usw.) gegenseitig? Inwieweit basiert die Nutzung von Kommunikationsformen (z.B. Braille vs. Text-to-Speech, ‚Leichte‘ vs. ‚Einfache Sprache‘ vs. Text-to-Speech, DGS/ÖGS vs. automatische Transkription als Live-Untertitel, schriftliche vs. mündliche Kommunikation bei motorischen Beeinträchtigungen) auf individuellen (situativen oder übersituativen) Entscheidungen, und inwieweit auf kulturellen oder sozialen Erwartungen, Konventionen auch innerhalb spezifischer Gemeinschaften (vgl. etwa die Bewertungen von Gebärden, Lautieren und Cochlea-Implantat innerhalb der Deaf-Community)? Inwieweit sind also auch Machtprozeduren bzw. Machtansprüche und Dynamiken gesellschaftlicher Ungleichheit Teil von Denormalisierungsprozessen und -diskursen?
3. *Sprach-, Medien- und Kommunikationsideologien:* Welche Einstellungen, Erwartungen und Handlungsprojektionen (z. B. Vorstellungen von ‚Authentizität‘, ‚Legitimität‘, Sozialprestige etc.) liegen dem Gebrauch und der Bewertung spezifischer Kommunikationsformen, -praktiken und -gemeinschaften zugrunde?
4. *Rolle, Ideologien und Positionalitäten der Linguistik:* Welche Vorannahmen, Voreingenommenheiten und Setzungen der Sprachwissenschaft sind in Bezug auf diese Phänomene feststellbar? Welche ‚blinden Flecken‘ und epistemischen Dispositionen – oder mit Fleck ([1935] 1999, 85): *Denkzwänge* – ergeben sich hieraus? Umgekehrt gewendet: Welche Erkenntnisse kann die Linguistik gewinnen, wenn sie ihre eigenen Sprachnormkonstrukte und Sprach- und Kommunikationstheorien vor dem Hintergrund der von ihr marginalisierten oder ignorierten Gegenstände kritisch reflektiert? Welche theoretischen empirischen und methodischen Desiderate lassen sich aus der Beschäftigung mit ihnen ableiten?

Dies sind die Fragen, die wir uns gestellt und den Beiträger:innen dieses Hefts zur Überlegung vorgelegt haben. Die Perspektiven, die die Beiträger:innen gewählt und die Fragen, die sie dabei in den Mittelpunkt gestellt haben, sind natürlich (und aus unserer Sicht: erfreulicherweise) sehr unterschiedlich. Darauf werden wir in Abschnitt 5 genauer eingehen. Bevor wir dies tun, wollen wir aber noch kurz umreißen, was wir unter ‚Normalität‘ überhaupt fassen wollen (Abschnitt 3) und was unsere Perspektive auf ‚Normalität(en)‘ motiviert (Abschnitt 4).

3 Was ist ‚normal‘?

Das Begriffsfeld des ‚Normalen‘ ist bekanntermaßen eminent schillernd (vgl. dazu die detaillierte Begriffsstudie von Link 2006). Das ‚Normale‘ umfasst eine weite Spannbreite von Zuschreibungen, die unterschiedlich gefasst werden können. Das gilt schon innerhalb der Sprachwissenschaft, erst recht aber darüber hinaus, wenn wir etwa den Bereich der politischen Diskurse, in denen ‚Normalität‘ hohe deontische Bedeutung hat (vgl. etwa Parr 2013), dazurechnen.

Waldschmidt (2004, 192) spricht davon, dass sich – bezogen auf westliche Gesellschaften – das Verhältnis von ‚Normalität‘ und ‚Abweichung‘ spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so ausdifferenziert und verschoben habe, dass Normalität zu „einem unbestimmten Referenzpunkt, einer Leerstelle geworden“ sei. Auch Link (2006, 20) zeichnet in seiner Studie nach, dass ‚Normalität‘ zwar eine zentrale Orientierungskategorie westlicher Gesellschaften (und ein Produkt der industrialisierten Moderne) sei, aber auch eine hochgradig diffuse. Normalität könne einerseits an soziale Ideale und ethische Setzungen gebunden sein (nach Link: *Protonormalismus*), andererseits aber auch an Typizitäten und Häufigkeiten (*flexibler Normalismus*) sowie drittens an Vorstellungen systemischer (Un-)Gleichgewichtigkeiten bzw. homöodynamische Prozesse (*[poly]enrhythmische Utopien*; vgl. Link 2006, 22–23). Normalität könne aber auch – wogegen Link (2006, 33–35) sich abzugrenzen versucht – mit *Normativität* vermengt werden, also mit regulativen Festsetzungen, die zu ‚erfüllen‘ sind (vgl. dazu auch Gloy 2004, 392).

Die von Link vorgeschlagenen heuristischen Differenzierungen sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass im Sprechen über das ‚Normale‘ häufig bewertende und beschreibende Bedeutungsdimensionen aufeinander treffen (was Link kritisiert): Statistisch erhobene Daten über die Häufigkeit bestimmter menschlicher Verhaltensweisen etwa sind, wie Waldschmidt (2004, 191) betont, nicht nur empirische Beschreibungen, sondern dieses Wissen wirke oft auch auf das Verhalten selbst zurück und werde so zu einer sozialen Norm.

Bezieht man die lange und breite sprachwissenschaftliche Diskussion zum Phänomen der ‚Norm‘ mit ein (vgl. dazu Gloy 2004), diffundiert das semantische

Feld noch stärker. ‚Normen‘ können einerseits als kodifizierte, statuierte oder auch nichtstatuierte, aber faktisch anerkannte („subsistente“) Regularitäten verstanden werden, an die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft mehr oder weniger gebunden sind (etwa orthographische Normen), zweitens aber auch als in solchen Gemeinschaften typische Sprachverwendungsformen (und mithin eine Teilmenge des systemisch Möglichen), die nicht unbedingt kodifiziert oder reflektiert sein müssen, von den Gemeinschaftsmitgliedern aber als ‚normal‘ oder ‚angemessen‘ verstanden werden (so der Begriff der *Norm* – als Verbindungsglied zwischen *Langue* und *Parole* – von Coseriu [1952] 1975).

Eine Variante des Letzteren ist der Normbegriff, wie er in der Systemtheorie Parsons’ entwickelt und von dort in die variationistische Soziolinguistik übernommen wurde. Dort sind Normen „geformte [...] Ordnung[en], welche das Leben einer Population kollektiv organisier[en]“ (Parsons [1966] 1986, 21), Ordnungen also der grundsätzlich kontingenten Welt in eine handhabbare Struktur, in der sich Subjekte zurechtfinden können, und wiederum einer Gesellschaft Struktur und Positionen gibt. Nach dem Verständnis der variationistischen Soziolinguistik organisieren so verstandene Normen Gesellschaften in Form von *Sprachgemeinschaften*:

The speech community is not defined by any marked agreement in the use of language elements, so much as by participation in a set of shared norms: these norms may be observed in overt types of evaluative behavior, and by the uniformity of abstract patterns of variation which are invariant in respect to particular levels of usage. (Labov 1972, 120–121)

Die interaktionale (vgl. Rampton 2000) und die metapragmatische Soziolinguistik (vgl. Silverstein 1998) wiederum kritisieren ein so verstandenes Konzept von Norm und das daran gebundene Konzept von (Sprach-)Gemeinschaft und rücken die ideologische Charakteristik von Normen in den Vordergrund. Normen sind demzufolge primär *Ideologien*, also Projektionen, Bewertungen und Erwartungen, die von mächtigen sozialen Akteur:innen und Institutionen propagiert und diskursiv faktifiziert werden. Anders als in vielen anderen Normkonzeptionen werden sie dabei gerade nicht als faktisch existent (und vielfach auch gerade faktischen Handlungspräferenzen widersprechend) betrachtet. Vielmehr ist die behauptete Faktizität, die mit ihnen diskursiv verbunden wird, Teil diskursiver Setzungsprozesse. Sprachgemeinschaften (*language communities*) im Sinne homogener, an bestimmten Normen sich orientierenden Gruppen sind demzufolge ebenfalls ideologische Konstrukte (imaginierte Gemeinschaften im Sinne von Anderson [1991] 2016), die im Gegensatz stehen zu den faktischen Sprecher:innenkollektiven (*speech communities*) mit ihren heterogenen kommunikativen Praktiken und konfligierenden Ideologien (vgl. Silverstein 1998: 406–407). Das heißt aber freilich nicht, dass Normen und imaginierte Homogenitäten nicht sozial

relevant sind. Im Gegenteil: Da diese Ideologien diskursiv wirkmächtig sind und Ankerpunkte sozialer Positionierung bilden, sind sie nach Auffassung der metapragmatischen und kritischen Soziolinguistik für gesellschaftliche Prozesse eminent funktional (vgl. dazu Spitzmüller 2017).

Auf die Bedeutung solcher ideologischer Stützungen von ‚Normalität‘ und ‚Andersartigkeit‘ hat auch schon Goffman mit seinem Stigma-Idenitätskonzept hingewiesen, und zwar primär aus der Perspektive der ‚Andersartigen‘, bei ihm: der ‚Stigmatisierten‘, die er den ‚Normalen‘ gegenüberstellt, wobei beide Kategorien als interaktional hervorgebrachte Perspektiven und Zuschreibungen zu verstehen sind (Goffman 2020 [1967], 14): „Wir konstruieren eine Stigma-Theorie, eine Ideologie, die ihre Inferiorität erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nachweisen soll“. Goffman geht es darum, wie mikrosoziale Ordnungen in der Interaktion von ‚Normalen‘ und ‚Stigmatisierten‘ reproduziert werden und welche Anstrengungen alle Teilnehmer:innen unternehmen, um verlässliche Handlungsroutinen zu etablieren und das Gelingen oder Misslingen von Interaktion zu beeinflussen. Bei den ‚Stigmatisierten‘ sieht er spezielle soziale Techniken des Umgangs mit Interaktionsspannungen (‚Stigma-Management‘) (vgl. Goffman 2020 [1967], 160).

Was im Kontext sprachwissenschaftlicher Zuschreibungen als jeweils ‚normal‘ gilt, variiert diesen differierenden Begriffen von ‚Norm‘, ‚Normalität‘ und ‚Normativität‘ entsprechend in hohem Maße. Oft werden verschiedene Begriffsausprägungen vermischt, vielfach aber werden auch einzelne dezidiert in den Vordergrund gestellt. In der Konversationsanalyse gibt es mit dem Konstrukt *atypical interaction* (vgl. etwa Antaki/Wilkinson 2012; Wilkinson/Rae/Rasmussen 2020a) ein recht deutliches Beispiel dafür, wie Sprachforschung selbst Normalitäts- und Abweichungskonstruktionen analytisch voraussetzt und die Zuschreibung von Andersartigkeit reproduziert, ohne dass diese verbesondernde Zuschreibung in Analysen unbedingt als legitimierungsbedürftig erscheint. So erläutern etwa Wilkinson/Rae/Rasmussen:

The interactions here are ‘atypical’ in that they display differences in systematic ways to the practices that have been described by conversation analysts in relation to ‘typical’ interaction (i. e. here, in people without communicative impairments). [...] To take one example: the use of sign language is ‘atypical’ in that its use of the visual-manual channel as the primary mode of communication makes it different from spoken talk, the most common form of human face-to-face communication, which uses the auditory-vocal channel. (Wilkinson/Rae/Rasmussen 2020b, 2)

Wie man sieht, propagieren die Autor:innen hier ein Verständnis von ‚Normalität‘ (oder hier: ‚Typizität‘), das an quantitativ-statistische Mengen gebunden ist (nach Link: *flexibler Normalismus*). Im gleichen Zuge grenzen sie sich von proto-normalistischen Zuschreibungen (hier: von Behinderungszuschreibungen) ab.

Dies schließt an einen quantifizierend-empiristischen Wissenschaftsbegriff und ein Bekenntnis zur Deskriptivität² an, wie er für viele ‚moderne‘ sozialwissenschaftliche Zugänge typisch ist, und verweist mithin gleich auf eine den Zugang rahmende Wissenschaftsideologie (zur ideologischen Fundierung des Deskriptivismus vgl. etwa Reisigl/Warnke 2013; zum Zusammenhang Norm/Normativität Gloy 2004, 392).

Die Konzeptionalisierung von *atypical interaction* ist also nur auf der Oberfläche ‚neutral‘ oder ‚objektiv‘. Wenn die Autor:innen ihrer Klassifizierung offensichtlich Normalitätszuschreibungen wie die von mündlicher Face-to-face-Kommunikation als ‚üblichster Form‘ des Kommunizierens zugrunde legen, steht dahinter eine Positionierung der sprechenden (akademischen) Subjekte, eine *Origo* (Bühler [1934] 1999, 107), die zumindest einer Reflexion bedürfte – auch wenn, und gerade weil, wissenschaftliche Diskurse häufig alles daran setzen, das „Ich-Hier-Jetzt“ (Foucault [2023] 2024, 25; vgl. auch Bühler [1934] 1999, 107) ihrer Origines auszuwaschen, um eine objektive „voice from nowhere“ (Silverstein 2023, 160) zu generieren (vgl. dazu ausführlich, und übrigens mit explizitem Bezug auf das Proto-Manifest der Metapragmatik [vgl. Silverstein 1976] von Jakobson [1955] 1971, Foucault [2023] 2024, 23–46).

Selbst in der metasprachlichen Reflexion des Konstrukts *atypical interaction* werden Normalitätskonstrukte letztlich eher bestärkt oder in etwas paradoxer Weise rhetorisch relativiert, beispielsweise wenn Lindholm und Leskelä feststellen: „Thus, atypical actions in general are not necessarily something that occurs exclusively in atypical interaction, but it may rather be a question of their frequency in certain contexts“ (Lindholm/ Leskelä 2023, 7). Auch hier wird mit der Frequenz auf die quantitative Dimension von interaktionalen Phänomenen Bezug genommen, was schon deshalb erstaunt, weil die Konversationsanalyse als qualitativ ausgerichtetes Forschungsparadigma gar keine statistischen Analysen durchführt. Weiterhin fällt auf, dass die interaktional-kommunikativen Phänomene, die als ‚typischerweise atypische‘ konversationsanalytische Gegenstände gelten, recht einseitig auf kommunikative Probleme und (vermeintliche) Kompetenzdefizite orientiert sind: Schwerpunkte liegen hier z. B. bei Problemen der Progressivität von Kommunikation (was ja eine spezifische normtypische Vorstellung von Tempo und ‚Geradlinigkeit‘ der Interaktion voraussetzt) oder bei Verstehens- und Perzeptionsproblemen (die oftmals nicht einfach aus sprach- und kommunikationsbezogenen ‚Defiziten‘ entstehen, sondern aus der Unterschiedlichkeit der kommunikativen Voraussetzungen bei den Beteiligten).

2 Dieses formulieren die Autor:innen an gleicher Stelle auch explizit: „The approach in this volume is primarily a descriptive one“ (Wilkinson/Rae/Rasmussen 2020b, 2).

Insgesamt ist auffällig, wie einseitig das Konstrukt *atypical interaction* an den Behinderungskontext gebunden ist und wie direkt die Zuschreibung von ‚Atypikalität‘ schlicht an die Beteiligung bestimmter sozialer Gruppen gebunden ist und nicht als interaktionales Resultat aus Teilnehmendenperspektive rekonstruiert wird. Anders ist dies z. B. beim Konstrukt ‚Asymmetrie‘ (vgl. Lindholm/Leskelä 2023), mit dem eine Bandbreite an sozialen Konstellationen, beteiligten Personenkreisen und Rollen verknüpft ist, und die auch als Teilnehmendenkategorie rekonstruiert wird.

Man könnte weitere ähnlich gelagerte Beispiele anführen, z. B. die medizinische und diagnostische Definition von ‚Normabweichungen‘ im Bereich Sprech- und Sprachstörungen (was ist hier der legitime Bezugspunkt für eine Abweichungsdiagnostik?) oder in Bezug auf pragmatische Kompetenzen (inwiefern beruht die Diagnose mangelnder Kohärenz in Erzählungen z. B. tatsächlich auf Einschränkungen der pragmatischen Kompetenz, oder muss die Kohärenz in den Äußerungen nur auf einer anderen ‚nicht normtypischen‘ Sinnebene gesucht werden?).

Die Perspektivität von Normalitätszuschreibungen gilt natürlich nicht nur für die Observant:innen von Normalität, sondern auch für die sozialen Akteur:innen, die sich mit ihr konfrontiert sehen. Wenn (kodifizierte) Normen in der Regel klare Geltungsbereiche und -bedingungen inkludieren, so sind auch Normalitäten – egal, welchen Normalitätsbegriff man anlegt – niemals kontextungebunden. Mit Blick auf Sprache hat darauf die Soziolinguistik schon früh hingewiesen (vgl. etwa Hymes 1972): ‚Normale‘ Kommunikation präsupponiert Erwartungsprojektionen, die jeweils für bestimmte Situationen und soziale Konstellationen gelten (auch wenn diese gerne pauschalisiert werden).

Gleichzeitig präsupponiert sie soziale Hierarchien und Handlungsmöglichkeiten. Wenn gebärdende Menschen, wie im Zitat oben, als ‚atypisch‘ verstanden werden, dann eben nicht nur deshalb, weil sie vielleicht quantitativ die Minderheit ausmachen (was ja nicht in jedem Kontext stimmt), sondern auch deswegen, weil ihnen eben weniger Handlungsmacht zugeschrieben wird bzw. zukommt wie den lautsprachlich kommunizierenden Mitmenschen (die in den Worten Gloys [2004, 394] hier die „relevante[n] Anderen[n]“ sind). Solche Machtverhältnisse zu ignorieren und sich auf die Mehrheitsverhältnisse zu berufen ist jedenfalls aus einer (kritisch-)soziolinguistischen Perspektive mithin hochgradig problematisch.

Wir plädieren daher dafür, ‚Normalität‘ immer zu verbinden mit dem Blick auf die gesellschaftlich-diskursiven Verhältnisse, in die diese epistemisch eingebettet ist. Aus einer soziolinguistischen Perspektive ist das auch deswegen geboten, weil solche machtvollen Normalitätssetzungen alltagsweltliche Konsequenzen haben. Menschen sehen sich mit Normalitätserwartungen konfrontiert und sind dabei gezwungen, ihr eigenes kommunikatives Handeln (in welcher Weise

auch immer) daran auszurichten (vgl. zur Rolle von Normalitätserwartungen in kommunikativen Alltag bspw. Sucharowski 2009).

Weiterhin ist die Befassung mit Normalitätszuschreibungen soziolinguistisch deswegen interessant, weil Normalitäten hochgradig wirkmächtige Orientierungskategorien sind, die in der Regel nicht reflektiert werden und gerade deshalb ideologisch so funktional sind (vgl. Althusser [1970] 1977, 141). Reflektiert und zum diskursiven ‚Problem‘ werden sie zumeist erst dann, wenn Ordnungen als im Wanken empfunden werden, das heißt im Kontext diskursiver Krisen (vgl. Parr 2013). Mithin sind Normalitätsdiskurse immer auch Hinweise auf (empfundene) epistemische Brüche und Transformationen. Dies ist einer der Aspekte, die eine *Kritik der Normalität(en)* besonders interessiert.

4 Kritik der Normalität(en)

Wenn wir uns in diesem Heft also für „Kommunikationskulturen jenseits sozialer Normalitätszuschreibungen“ interessieren, interessieren wir uns nicht nur für die jeweiligen kommunikativen Praktiken selbst, sondern insbesondere auch für die Zuschreibungen, die ihnen eine bestimmte soziale Bedeutung geben. Das ‚Normale‘ ist so verstanden ein diskursives Ordnungsangebot, aufgrund dessen Menschen, Handlungen und Situationen mit Sinn ausgestattet und in Bezug zu anderen rangiert werden.

Mit Blick auf Kommunikation haben wir es (in der Terminologie von Blommaert) hier mit *Ordnungen der Indexikalität* zu tun, „systemically reproduced, stratified meanings often called ‚norms‘ or ‚rules‘ of language, and always typically associated with particular shapes of language (e. g. the ‚standard‘, the prestige variety, the ‚usual‘ way of having a conversation with my friends, etc.)“ (Blommaert 2005, 73). Diese Ordnungen organisieren nach kritisch-soziolinguistischem Verständnis die Lebenswelt von sozialen Akteur:innen, sie bilden die Grundlage für ihren kommunikativen Umgang und nicht zuletzt auch, was sie in bestimmten sozialen Zusammenhängen mit den ihnen zur Verfügung stehenden kommunikativen Mitteln erreichen können (ihrer *Voice* in der Terminologie Blommaerts). Ordnungen der Indexikalität, und mithin Normalitätsideologien, organisieren also soziale Ungleichheit. Mit Blick auf Globalisierung und Mobilität führt Blommaert dies wie folgt aus:

Consequently, voice in the era of globalisation becomes a matter of the capacity to *accomplish functions of linguistic resources translocally*, across different physical and social spaces. Voice, in other words, is the *capacity for semiotic mobility* – a capacity very often associated with the most prestigious linguistic resources (‘world languages’ such as English, literacy, and more recently multimodal internet communication) and very often denied to resources ranking lower on the scales of value that characterise orders of indexicality

(minority languages, ‘unwritten’ languages, dialects, and so forth). (Blommaert 2005, 69; Herv. i. Orig.)

Eine kritische Soziolinguistik muss an solchen Normalitätsideologien interessiert sein. Ihre Aufgabe besteht darin, diese zu ergründen, zu verstehen und (auch selbst-)kritisch zu reflektieren. Unter Bezug auf das von Foucault ([1990] 1992) propagierte Kritikkonzept, dem sich auch die kritische Soziolinguistik mehr oder weniger anschließt (vgl. Spitzmüller 2022b, 255–258), kann man dies auch als *Kritik der Normalität(en)* bezeichnen. Kritik impliziert hier wohlgemerkt nicht zwingend eine negative Bewertungshandlung. Vielmehr geht es (im ursprünglichen Sinn von *Kritik*, wie er auch noch bei Kant verwendet wird) primär um Analyse und Verstehen aus einer distanzierten Position heraus. Wie Butler (2001, o. S.) mit Bezug auf Foucault formuliert:

[...] die Hauptaufgabe der Kritik [besteht] nicht darin zu bewerten, ob ihre Gegenstände – gesellschaftliche Bedingungen, Praktiken, Wissensformen, Macht und Diskurs – gut oder schlecht, hoch oder niedrig geschätzt sind; vielmehr soll die Kritik das System der Bewertung selbst herausarbeiten.

Dieser Versuch, Bewertungssysteme analytisch zu durchdringen, ist immer auch besonders mit Blick auf die eigenen Bewertungssysteme wichtig. Denn wie Foucault uns gemahnt:

Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt, und anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weiterschauen oder Weiterdenken unentbehrlich ist. (Foucault [1984] 1995, 15)

Dies ist für uns der Hauptgrund, weswegen wir in diesem Heft Normalitätszuschreibungen innerhalb unseres eigenen Fachs in den Fokus rücken. Es geht uns nicht darum, mit dem Finger auf andere zu zeigen, sondern zu verstehen, warum die Linguistik Sprache und Kommunikation so fasst, wie sie es tut, und welche theoretischen, methodischen und empirischen Konsequenzen das hat (wir blicken dabei eher in den Spiegel bzw. auch auf dessen Rahmung und Umfeld). Im zweiten Schritt geht es uns dann darum zu überlegen, ob man Sprache und Kommunikation nicht auch *anders* fassen könnte, und wenn ja, mit welchen Folgen. Wir fragen uns also in diesem Heft nicht zuletzt auch, inwieweit es „zum Weiterschauen oder Weiterdenken unentbehrlich“ ist, unseren epistemischen Radar hin und wieder neu zu kalibrieren oder doch wenigstens genauer zu verstehen, wie er funktioniert, was er uns zeigt und was gerade nicht.

5 Die Beiträge in diesem Heft

Dies sind nun also die Fragen, die den Ausschlag für die Planung des vorliegenden Hefts gegeben haben und die das Erkenntnisinteresse rahmen, in das das Heft als Ganzes sich einordnen möchte. Im Einzelnen haben natürlich die hier versammelten Beiträge auch noch ihre eigenen Interessen, Fragen und Perspektiven, die mit dem generellen Rahmen in Beziehung gesetzt werden können. Wir möchten nun zum Abschluss dieses Editorials die einzelnen Beiträge kurz vorstellen. Das Heft selbst haben wir in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil stehen *Ideologien ‚(nicht) normaler‘ Kommunikation und die Konstruktion kommunikativer ‚Abweichung‘ in Wissenschaft und Gesellschaft* im Zentrum. Der zweite Teil versammelt Beiträge zu *Praktiken der ‚De-‘ und ‚Re-Normalisierung‘ bzw. Identitätskonstruktionen und soziale Positionierung entlang sozialer Normalitätsprojektionen*.

Der erste Beitrag des Hefts von **Anne-Kathrin Berg** nimmt *Soziale Ungleichheit zwischen den Zeilen: Sprachideologien in Meinungsäußerungen über Leichte und Einfache Sprache* in den Blick. Die Autorin zeigt die Sprachideologien auf, die die Bewertung von *Leichter* und *Einfacher Sprache* und der mit diesen assoziierten sozialen Akteur:innen bestimmen. Die linguistische Befassung mit diesen aus Ermächtigungs- und Inklusionsbestrebungen hervorgegangenen Formen der Vertextung orientiert sich stark an Vergleichen mit als ‚normal‘ wahrgenommenen (meist standardisierten) Varietäten, als deren Abweichungen (oder ‚Reduktionsformen‘) Leichte und Einfache Sprache verstanden werden und versucht deren spezifische ‚Regeln‘ und ‚Grenzen‘ zu bestimmen. Aus aktivistischer Perspektive werden sie im Unterschied dazu häufig als Mittel sozialer Ermächtigung und als Versuch des Abbaus von ‚Barrieren‘ verstanden, die die ‚Normalgesellschaft‘ errichtet hat; ein besonderes Desiderat ist die Perspektive der Nutzer:innen selbst, die im Diskurs über wenig *Voice* und Sichtbarkeit verfügen. Im Mediendiskurs dominieren darüber hinaus auch kritisch-abwertende Stimmen, die Leichte und Einfache Sprache als defizitäre Sprachformen verstehen und dies ikonisch mit einer unterstellten Defizität der Personen verkoppeln, die sich dieser Kommunikationsform bedienen (oder gar mit generellen Degenerationsdiagnosen der Gesellschaft). Der Beitrag diskutiert die Implikationen dieser verschiedenen Sprachideologien kritisch, zeigt aber auch, welche Funktion sie (im Sinne von Positionierungsankern) im Diskurs haben.

Im darauffolgenden Beitrag explorieren **David Klein** und **Jürgen Spitzmüller** die Schrift *Braille* und diskutieren wie diese sowohl im Mediendiskurs als auch in der Sprachwissenschaft entweder anormalisiert oder gar vollständig ausgeblendet wird. Die Autoren zeigen zunächst auf, welche besonderen semiotischen Prinzipien das Schriftsystem umsetzt und inwiefern diese geläufige Konzeptionen von ‚Schrift‘ konterkarieren. Im Weiteren wird gezeigt, dass Braille in der Sprachwissenschaft (und auch in der Schriftlinguistik) bislang höchstens als

„Sonderfall“ und höchst kursorisch in den Blick gerät, und überdies vielfach Pathologisierungen unterliegt. Dabei diskutieren die Autoren auch kritisch, warum eine intensivere Beschäftigung mit Braille für die Schrifttheorie von fundamentaler Bedeutung wäre und inwieweit sie auch etablierte Annahmen in Frage stellen könnte. Im Vergleich werfen die Autoren auch einen Blick auf die mediale Thematisierung des Schriftsystems, wobei sie dort ganz ähnliche schriftideologische Setzungen identifizieren können.

Clara Kutsch und **Verena Krausneker** nehmen anschließend aus einer kritisch-diskursanalytischen Perspektive den *Diskurs über Gebärdensprachen in pädagogischen und medizinischen Handbüchern* aus den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in den Blick. Sie zeigen dabei auf, dass Gebärdensprachen in diesen Handbüchern vielfach denormalisiert werden, (ähnlich wie Braille) als pures „Hilfsmittel“ für Menschen, die aufgrund von physischen Beeinträchtigungen zu „normaler“ (das heißt: vokal-auditiver) Kommunikation nicht in der Lage seien. Im Anschluss an Ludwik Fleck werden diese Annahmen als *Denkstile* und *Denkzwänge* kritisch diskutiert und mit den Befunden der (jedenfalls im medizinischen Kontext weithin ignorierten) Gebärdensprachforschung kontrastiert, die Gebärdensprachen ganz anders verstehen: als Sprachen eigenen Rechts, als mächtige (sowie ermächtigende) Kommunikationsmittel einer sozial bedeutsamen sozialen Gemeinschaft und als Ausdruck sozialer und soziolinguistischer Diversität.

Im letzten Beitrag des ersten Teils diskutieren **Annette Gerstenberg** und **Eleanor Troth** auf der Grundlage einer Literaturstudie, inwiefern sprachliches Altern in 30 Jahren linguistischer Forschung aus dem Randbereich der Linguistik zu einem „normalen“, „zentralen“ Thema geworden ist. Dass (biologisches und soziales) Alter Normalitätszuschreibungen unterworfen ist, hat mit Blick auf Sprache und Kommunikation bereits Fiehler (2006) festgestellt, wenn er betont, dass es die Unterscheidung zwischen „Jugend-“, „Alterssprachen“ und der Sprache der „mittleren Generation“ (auch in großen Teilen der jedenfalls damaligen Linguistik) auf problematischen Konstruktionen angeblich distinkter „Generationen“ beruht und dass es in Konsequenz dessen

[e]ine wesentliche Gemeinsamkeit von Jugend und Alter ist, dass beide in vielfältiger Hinsicht von der mittleren Generation *sozial abhängig* sind und von ihr *dominiert* werden. Das Verhältnis der Randgenerationen zur mittleren lässt sich am prägnantesten wohl durch ein „*noch nicht*“ bzw. „*nicht mehr*“ charakterisieren. (Fiehler 2006, 12; Herv. i. Orig.)

Insofern stellt Alterskommunikation, wie die Autorinnen auch zeigen, eine Kommunikationsform unter dem Radar und eine, die als „nicht normal“ verstanden wird, dar. Die Autorinnen nähern sich dem Thema, indem sie auf der Basis einer systematischen Sichtung von einschlägiger Literatur herausarbeiten, wie „Alterskommunikation“ in bestimmten sprachwissenschaftlichen Disziplinen, aber auch in angrenzenden Fächern, modelliert und theoretisch gefasst werden.

Im Ergebnis zeigt sich, dass sich der Forschungsbereich über die Jahrzehnte ausdifferenziert hat und zunehmend ressourcenorientierte Ansätze in allen Teilbereichen präsent sind. Neben dieser stärkeren Ressourcenbetonung gibt es aber nach wie vor eine anhaltende Orientierung an Herausforderungen und Problemen sprachlichen Alterns (so bilden etwa Stereotype des Alter[n]s und *Elderspeak* sowie die Relationierung mit kognitiven Erkrankungen Schwerpunkte der Forschung). Dies erklären die Autorinnen einerseits mit der Prägung durch gesellschaftliche Altersbilder, andererseits mit der Orientierung an praktischen Bedarfen in angewandter linguistischer Forschung.

Den zweiten Teil, *Praktiken der ‚De-‘ und ‚Re-Normalisierung‘: Identitätskonstruktionen und soziale Positionierung entlang sozialer Normalitätsprojektionen*, eröffnet **Bettina M. Bock** mit einer Analyse des Diskurses um angemessene Personenbezeichnungen für Menschen mit Behinderung. Sie betritt damit ein bislang innerhalb der Linguistik wenig beachtetes Feld diskriminierender Sprachhandlungen: Ableismus. Bock zeigt, wie solche ableistischen Konstruktionen von sozialer Ungleichheit vielfach nicht intentional-explicit, sondern im Sinne von indirekten Indexikalitäten (wie sie etwa auch Hill 2008 für rassiale Diskriminierungen herausgearbeitet hat) auch implizit konstruiert werden (was sie diskursiv weniger angreifbar macht). Vielfach geht es in diesen Diskursen also, wie Bock betont, nicht nur um das ‚Gesagte‘, sondern gerade auch um das ‚Ungesagte‘ (und dennoch diskursiv prägende). Sie blickt spezifisch darauf, wie unterschiedliches Wissen – unterschiedliche Common Senses – die klassischen (massenmedialen) Diskurse einerseits und marginalisierte (behindertenaktivistische) Diskurse in den Sozialen Medien andererseits prägen und rekonstruiert sprachliche Strategien zur Etablierung ‚alternativer‘ Common Senses in aktivistischen, ableismuskritischen Diskursräumen, die als Versuche der Umkehrung diskursiver Macht gedeutet werden. In den Diskursen selbst geht es hier auf unterschiedliche Weise immer wieder um die Frage, was ‚normal‘ ist (und deshalb z. B. ungesagt bleiben kann).

Taegu Kim diskutiert anschließend daran *Kommunikationsideologien über Kommunikationsnormen in Sprachbiografien von Deutsch-Koreaner:innen*. Der Autor zeigt auf der Basis von Interviews mit Personen aus koreanischstämmigen Familien, die in Deutschland geboren und aufgewachsen und mit Deutsch als L1 sozialisiert wurden sowie auf der Basis autoethnographischer Verfahren, mit welchen Denormalisierungs- und Alterisierungserfahrungen diese Personen konfrontiert werden, wenn sie etwa als ‚nicht deutsch‘ gelesen werden. Dabei werden Sprachideologien herausgearbeitet, in denen nationale Zuschreibungen und sprachliche Erwartungen in Kategorisierungen von ethnischer ‚Normalität‘ eingehen. Innerhalb des Heftes eröffnet der Beitrag zugleich auch einen Block, in dem Kommunikationsformen unter dem Radar mit Blick auf zugeschriebene Minderheitsstatus ins Zentrum rücken.

Diesen Themenblock bereichert der Beitrag von **Christian Efing**, der im Gegensatz zu Kim eine Minderheit in den Blick nimmt, die nicht als ‚neu-migrantisch‘, sondern als historisch verstanden wird. Konkret geht es um *Jenisch*, eine Sprache die, wie der Autor ausführt, mit der mit ihr assoziierten Sprecher:innengruppe vielfach *jenseits der Norm* platziert wird. Dies geschieht aufgrund von Stereotypen, in deren Rahmen die Sprecher:innengruppe bewertet wird (etwa das Stereotyp der ‚Vaganten‘ und der ‚Fahrenden‘ sowie auch Kriminalitätszuschreibungen). Neben einer grundsätzlichen linguistischen Verortung und Beschreibung des Jenischen berichtet der Autor dabei insbesondere auch über die vielfachen Probleme, die mit der sprachen-politischen Anerkennung des Jenischen in Deutschland (im Vergleich zu anderen Ländern) verbunden sind (und in die der Autor auch persönlich eingebunden ist), sowie von Selbstwahrnehmungen und -verortungen von Sprecher:innen des Jenischen.

Esther Jahns exploriert das soziolinguistische Feld einer anderen minorisierten Sprecher:innengruppe in Deutschland, nämlich von Sprecher:innen, die sich selbst dem Judentum zurechnen oder diesem zugerechnet werden. Konkret geht es um *die Wahrnehmung und Interpretation sprachlicher Praktiken von jüdischen Sprecher:innen im heutigen Berlin*. Die Autorin exploriert das reiche und diverse sprachliche Repertoire der Akteur:innen, die dieser Gruppe zugerechnet werden können und zeigt, inwiefern diese die ihnen im Repertoire zur Verfügung stehenden Register kreativ einsetzen, um sich in ihren jeweiligen Lebenswelten zu positionieren und bestimmte Facetten ihrer Identitäten hervorzuheben. Dabei werden neben dem Deutschen vor allem Register des Hebräischen und Jiddischen und deren jeweilige soziale Registrierung in den Mittelpunkt gestellt, die – wie die Autorin zeigt – in der Lebenswelt der Akteur:innen unterschiedliche soziale Funktionen übernehmen können.

Im letzten Beitrag des Heftes widmet sich **Caroline Neubert** der Frage, *wie Jugendliche im institutionellen Kontext über Gewalterfahrung sprechen*. Konkret arbeitet sie auf der Grundlage von Interviews mit Jugendlichen, die (innerfamiliäre) Gewalt erfahren mussten, heraus, wie sich diese im Rahmen institutioneller Settings (in Schutzeinrichtungen) positionieren, wie sie ihre Erlebnisse narrativieren und wie sie versuchen, ihre Erfahrung mit Sinn anzureichern (auch dadurch, dass sie an etablierte narrative Genres anschließen, um ihre Erfahrungen interaktiv ‚begreifbar‘ zu machen). Das Gegenstandsfeld liegt, wie die Autorin auch zeigt, in vielerlei Hinsicht unter dem Radar: Zum einen ist das Thema immer noch sozial hochgradig tabuisiert, zum zweiten handelt es sich um Erfahrungen, die nicht einfach kommunizierbar und fassbar sind. Drittens und nicht zuletzt liegt es aber auch auf der Hand, dass die Kommunikation über selbst erlebte innerfamiliäre Gewalt schon aus Gründen des Schutzes (der von Gewalt Betroffenen) in gewisser Weise aus dem Fokus bestimmter Aufmerksamkeiten gehalten wird (und

entsprechend auch von der Linguistik natürlich hochgradig sensitiv behandelt werden muss).

Wir hoffen, dass mit den Beiträgen, die dieses Heft versammelt, die kritische Sichtung kommunikationstheoretischer Radare nicht abgeschlossen ist, sondern dass wir zur Perpetuierung einer Diskussion beitragen können, die für das Fach – wie wir meinen – wichtig und weiterführend ist. Die Radarkontrolle ist hiermit also allenfalls eröffnet.

Literatur

- Althusser, Louis (1970, 1977) *Ideologie und ideologische Staatsapparate* (Anmerkungen für eine Untersuchung). In: Louis Althusser *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Übers. v. Rolf Löper, Peter Schöttler und Klaus Riepe. Hamburg/Berlin: VSA, 108–153.
- Anderson, Benedict (1991, 2016) *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Revised edition. London/New York: Verso.
- Androutsopoulos, Jannis (2007) Neue Medien – neue Schriftlichkeit? In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 54(1), 72–97.
- Antaki, Charles/Wilkinson, Ray (2012) Conversation Analysis and the Study of Atypical Populations. In: Jack Sidnell/Tanya Stivers (Hrsg.) *The Handbook of Conversation Analysis*. Oxford: Wiley, 533–550.
- Blommaert, Jan (2005) *Discourse. A Critical Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press [= Key Topics in Sociolinguistics].
- Borchmann, Simon/Levisen, Carsten/Schneider, Britta (2019a) Linguistics as a biased discipline: Identifications and Interventions. In: *Language Science* 76. DOI: [10.1016/j.langsci.2018.12.003](https://doi.org/10.1016/j.langsci.2018.12.003).
- Borchmann, Simon/Levisen, Carsten/Schneider, Britta (Hrsg., 2019b) Biases in Linguistics. In: *Language Science* 76.
- Bucholtz, Mary (2003) Sociolinguistic Nostalgia and the Authentication of Identity. In: *Journal of Sociolinguistics* 7(3), 398–416. DOI: [10.1111/1467-9481.00232](https://doi.org/10.1111/1467-9481.00232).
- Bühler, Karl (1934, 1999) *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius & Lucius [= UTB 1159].
- Busch, Brigitta (2019) Sprachreflexion und Diskurs. Theorien und Methoden der Sprachideologieforschung. In: Gerd Antos/Thomas Niehr/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.) *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin/Boston: De Gruyter [= Handbücher Sprachwissen 10], 107–139.

- Butler, Judith (2001) Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. In: *Transversal Texts* 5. URL: <https://transversal.at/transversal/0806/butler/de> <10.5. 2021>.
- Coseriu, Eugenio (1952, 1975) System, Norm und Rede. In: Eugenio Coseriu *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft*. 5 Studien. München: Fink [= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 2], 11–101.
- Edwards, Terra (2024) *Going Tactile. Life at the Limits of Language*. New York: Oxford University Press.
- Fiehler, Reinhard (2006) Was Alt und Jung gemeinsam haben. Ein Plädoyer, über der Jugend die anderen Generationen nicht aus dem Blick zu verlieren. In: Christa Dürscheid/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.) *Perspektiven der Jugendsprachforschung/Trends and Developments in Youth Language Research*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang [= Sprache – Kommunikation – Kultur 3], 11–27.
- Fix, Ulla/Poethe, Hannelore/Yos, Gabriele (2001, ³2003) *Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang [= Leipziger Skripten. Einführungs- und Übungsbücher 1].
- Fleck, Ludwik (1935, ⁴1999) *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einl. v. Lothar Schäfer/Thomas Schnelle. Frankfurt/M.: Suhrkamp [= stw 312].
- Foucault, Michel (1990, 1992) *Was ist Kritik?* Übers. v. Walter Seitter. Berlin: Merve [= Internationaler Merve Diskurs 167].
- Foucault, Michel (1984, ⁴1995) *Der Gebrauch der Lüste*. Sexualität und Wahrheit 2. Übers. v. Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt/M.: Suhrkamp [= stw 717].
- Foucault, Michel (2023, 2024) *Der Diskurs der Philosophie*. Hg. v. François Ewald, Orazio Irrera und Daniele Lorenzini. Übers. v. Andrea Hemminger. Berlin: Suhrkamp.
- Gloy, Klaus (²2004) Norm. In: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier/Peter Trudgill (Hrsg.) *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter [= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1], 392–399.
- Grewendorf, Günther (1993) Der Sprache auf der Spur: Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12(1), 113–132.
- Goffman, Erving (1967, 2020) *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Hill, Jane H. (2008) *The Everyday Language of White Racism*. Malden, MA/Oxford: Wiley-Blackwell.
- Hymes, Dell H. (1972) On Communicative Competence. In: John B. Pride/Janet Holmes (Hrsg.) *Sociolinguistics. Selected Readings*. Harmondsworth: u. a.: Penguin Books [= Penguin Modern Linguistics Readings], 269–293.
- Jäger, Ludwig (1993) ‘Language, whatever that may be’: Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12(1), 77–106.
- Jakobson, Roman (1955, 1971) Shifters, Verbal Categories, and the Russian Verb. In: *Selected Writings*. Bd. 2: *Word and Language*. Berlin: de Gruyter, 130–147.
- Klug, Nina-Maria/Stöckl, Hartmut (Hrsg., 2016) *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin/Boston: de Gruyter [= Handbücher Sprachwissen 7].
- Kollmar, Anja/Hohenstein, Christiane/Sabatino, Adriana/Gantschnig, Brigitte (2018) Augmentative and Alternative Communication – Scoping Review/Unterstützte Kommunikation – Scoping Review. In: *International Journal of Health Professions* 5(1), 91–108. DOI: [10.2478/ijhp-2018-0010](https://doi.org/10.2478/ijhp-2018-0010).
- Labov, William (1972) *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press [= Conduct and Communication 4].
- Lindholm, Camilla/ Leskelä, Leela (2023) A conversation analytical approach to a/symmetries. In: Bock, Bettina M./Merl, Thorsten (Hrsg.): *A/Symmetrie — Interdisziplinäre Perspektiven*. Berlin: Die Junge Akademie, 1–10. DOI: [10.5281/zenodo.10320993](https://doi.org/10.5281/zenodo.10320993).
- Lillis, Theresa (2013) *The Sociolinguistics of Writing*. Edinburgh: Edinburgh University Press [= Edinburgh Sociolinguistics].
- Linell, Per (1982) *The Written Language Bias in Linguistics*. Linköping: Tema Kommunikation.
- Linell, Per (2005) *The Written Language Bias in Linguistics. Its Nature, Origins and Transformations*. London: Routledge [= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5].
- Linell, Per (2019) The Written Language Bias (WLB) in linguistics 40 years after. In: *Language Sciences* 76. DOI: [10.1016/j.langsci.2019.05.003](https://doi.org/10.1016/j.langsci.2019.05.003).
- Link, Jürgen (2006) *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Ortner, Hanspeter/Sitta, Horst (2003): Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hrsg.), *Sprache und mehr: Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer [= Reihe Germanistische Linguistik 245], 3–64.
- Parr, Rolf (2013) Krise/Katastrophe: Normalismustheoretische Überlegungen zu einem semantischen Differenzial. In: Martin Wengeler/Alexander Ziem (Hrsg.) *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*. Bremen: Hempen-Verlag [= Sprache – Politik – Gesellschaft 12], 289–303.
- Parsons, Talcott (1966, 1986) *Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven*. Übers. v. Nils Thomas Lindquist. Frankfurt/M.: Suhrkamp [= stw 106].
- Rampton, Ben (2000) Speech Community. In: Jef Verschueren/Jan-Ola Östman/Jan Blommaert/Chris Bulcaen (Hrsg.) *Handbook of Pragmatics*. Bd. 4. Amsterdam: Benjamins, 1–34.
- Reisigl, Martin/Warnke, Ingo (2013) Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription, Präskription und Kritik. Eine Einleitung. In: Ulrike Hanna Meinhof/Martin Reisigl/Ingo H. Warnke (Hrsg.) *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik*. Berlin: Akademie-Verlag [= Diskursmuster – Discourse Patterns 1], 7–35.
- de Saussure, Ferdinand (1916, ³2001) *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Unter Mitarb. v. Albert Riedlinger. Übers. v. Herman Lommel. Mit einem Nachw. v. Peter Ernst. Berlin/New York: de Gruyter [photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Berlin: de Gruyter 1931].
- de Saussure, Ferdinand (2003) *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlass*. Hg. u. mit einer Einl. vers. v. Ludwig Jäger. Frankfurt/M.: Suhrkamp [= stw 1677].
- Silverstein, Michael (1976) Shifters, Linguistic Categories, and Cultural Description. In: Keith H. Basso/Henry A. Selby (Hrsg.) *Meaning in Anthropology*. Albuquerque: University of New Mexico Press [= School of American Research Advanced Seminar Series], 11–55.
- Silverstein, Michael (1998) Contemporary Transformations of Local Linguistic Communities. In: *Annual Review of Anthropology* 27, 401–426.
- Silverstein, Michael (2023) *Language in Culture. Lectures on the Social Semiotics of Language*. New York: Cambridge University Press.

- Spitzmüller, Jürgen (2012) Vom ‚everyday speech‘ zum ‚everyday writing‘. (Anders-)Schreiben als Gegenstand der interpretativen Soziolinguistik. In: Britta-Marie Schuster/Doris Tophinke (Hrsg.) *Andersschreiben. Formen, Funktionen, Traditionen*. Berlin: Erich Schmidt [= Philologische Studien und Quellen 236], 115–133.
- Spitzmüller, Jürgen (2017) ‚Kultur‘ und ‚das Kulturelle‘. Zur Reflexivität eines begehrten Begriffs. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 67(1), 3–23.
- Spitzmüller, Jürgen (2019) Sociolinguistics Going ‚Wild‘. The Construction of Auratic Fields. In: *Journal of Sociolinguistics* 23(5) (Themenheft „The Sociolinguistics of Late Modern Publics“, hg. v. Theresa Heyd und Britta Schneider), 505–520. DOI: [10.1111/josl.12383](https://doi.org/10.1111/josl.12383).
- Spitzmüller, Jürgen (2022a) Ideologies of Communication. The Social Link between Actors, Signs, and Practices. In: Judith Purkarthofer/Mi-Cha Flubacher (Hrsg.) *Speaking Subjects in Multilingualism Research. Biographical and Speaker-centred Approaches*. Bristol/Jackson: Multilingual Matters [= Researching Multilingually 7], 248–269.
- Spitzmüller, Jürgen (2022b) *Soziolinguistik. Eine Einführung*. Heidelberg: J. B. Metzler.
- Stetter, Christian (1999) *Schrift und Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp [= stw 1415].
- Sucharowski, Wolfgang (2009) Die Normierbarkeit von Kommunikation. In: Beate Henn-Memmesheimer/Joachim Franz (Hrsg.) *Die Ordnung des Standard und die Differenzierung der Diskurse*. Akten des 41. Linguistischen Kolloquiums in Mannheim 2006. 2 Bde. Bd. 1. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang, 301–310.
- Waldschmidt, Anne (2004) Normalität. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.) *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 183–197.
- Wilkinson, Ray/Rae, John P./Rasmussen, Gitte (Hrsg., 2020a) *Atypical Interaction. The Impact of Communicative Impairments within Everyday Talk*. Cham: Springer.
- Wilkinson, Ray/Rae, John P./Rasmussen, Gitte (2020b) Atypical Interaction. An Introduction. In: Wilkinson/Rae/Rasmussen (Hrsg.), 1–36.
- Woolard, Kathryn A. (2021) Language Ideology. In: James Stanlaw (Hrsg.) *The International Encyclopedia of Linguistic Anthropology*. Malden, MA/Oxford: Wiley, 1–21. DOI: [10.1002/9781118786093.iela0217](https://doi.org/10.1002/9781118786093.iela0217).